

Zeitschrift: Mitteilungen der Ostschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft in St. Gallen
Herausgeber: Ostschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft
Band: - (1929)

Artikel: Von der Expedition des Dr. Max Schöller : Brief von A. Kaiser an einen Freund in Kairo
Autor: Schweinfurth, G.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1092117>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Von der Expedition des Dr. Max Schöller*)

Brief von A. Kaiser an einen Freund in Kairo.

(Mitgeteilt von G. Schweinfurth).

*Gross-Aruscha am Mernberge, westlich vom Kilima-Ndscharo,
16. September 1896.*

Seit ich Ihnen von Sansibar aus einige Zeilen schrieb, sind bereits Monate verflossen und immer noch sind wir nicht weit von der Küste entfernt. Unser langsames Vordringen hat aber seinen Grund durchaus nicht in Schwierigkeiten, die uns etwa Klima oder Bevölkerung entgegenstellen können. Wir haben wochenlange Aufenthalte gemacht an der Küste, in Dar-es-Salaam und in Pangani, von welchem letzterem Ort wir erst am 18. Juli den Weg nach dem Inneren antraten. Einen dritten, längeren Aufenthalt machten wir dann am Kilima-Ndscharo und jetzt liegen wir wieder seit einigen Tagen in Aruscha, um da unsere Karawane für einen dreiwöchentlichen Marsch nach dem Natronsee (Ngurumân bei Sonyo) mit Nahrungsmitteln zu versehen. Wenn man einen Tross von über 400 Menschen bei sich hat und zudem noch für Schlachtvieh und ein ganzes Heer von Last- und Reiteseln sorgen muss, geht die Reise eben nicht so rasch vor sich, wie wenn man am Morgen nur sein Kamel bepacken und in den Sattel rutschen kann. Der Aufenthalt an der Küste war in vielen Beziehungen ein notwendiger, andernteils haben wir manche nutzbare Erkundigungen eingezogen. Klimatisch wirkte er auf den Reisenden entschieden schädlich ein, da die Küstenorte ausgesprochene Fieberherde sind und nach Germanensitte hier fürchterlich viel getrunken wird. Von den wenigen Deutschen, die ich während meines verhältnismässig kurzen Aufenthaltes als gesunde junge Leute dort kennen lernte, sind seit unserer Abreise zwei an Fieber gestorben und manche erkrankt. Sansibar scheint in dieser Hinsicht besser zu sein, wenigstens habe ich dort nur vom Fieber sprechen gehört, niemals aber einen Kranken gesehen. Die Ursache zu der Versumpfung der Küste liegt zweifellos in den dunstgeschwängerten Luftschichten, die über dem Indischen Ozean sich bilden und dann von den fast ununterbrochen wehenden Südost-Monsunen nach dem Hügellande der Küste getrieben werden, dort sich abkühlen und als Niederschläge selbst in der sogenannten Trockenperiode das ganze Land

*) «Vossische Zeitung», 29. Dez. 1897.

versumpfen. Ferner haben die aus dem gebirgigen Hinterlande kommenden Flüsse in der Nähe der Küste ein so geringes Gefälle, dass sie an ihrer Mündung weithin ausgedehnte Sümpfe bilden, die, mit der Tier- und Pflanzenwelt des Meerwassers gemischt, die gefährlichsten Miasmen aushauchen.

Ich fühlte mich daher äusserst glücklich, als unsere Karawane nach einem mehrtägigen Marsche sich endlich aus diesem Fieberstriche herausgearbeitet hatte und am Südende des Usambaragebirges die gesündere, als Steppe charakterisierte obere Panganiebene erreichte. Auf dem Marsche dahin bot die Natur uns wenig Interessantes. Das Ufer des Flusses ist bis hierher von dichten Palmehainen beschattet, doch nicht von Dattelpalmen, die ich hier nur in ganz verkrüppelten Exemplaren beobachtete, sondern von Kokus-, Dum- und Borassuspalmen, die der Gegend also doch ein etwas anderes Gepräge aufdrückten als der untere Nil mit seinen monotonen Dattelpalmwäldern es aufweist. Die niederen Höhen zu beiden Seiten des Flusses erinnern mich in ihrem Pflanzenkleide an die Steppengegenden nördlich von Abessinien mit ihren trockenen Grashalden und Dumpalmengruppen. Im Usambarahochlande, das wir im Süden durchquerten, traten die ersten afrikanischen Laubbaumriesen auf; zur Entwicklung eines geschlossenen Urwaldes kommt es hier aber nicht mehr, da der Mensch daselbst bereits Eingriffe in die Natur gemacht hat, den Wald allmählich ausgerottet und an seiner Stelle mehr oder weniger ertragsfähige Pflanzungen anlegt. In mir hat nur eine dieser Pflanzungen Interesse erweckt, nämlich diejenige einer deutschen Gesellschaft in Lewa, im Bondigebiete. Ich sah hier eine sehr ausgedehnte Anlage von Liberiakaffee, die nach zwei Jahren ertragfähig sein wird. Früher hat man daselbst Tabak angepflanzt; es scheint diese Kultur sich nicht geeignet zu haben, obschon man dazu tüchtige und zugleich billige Arbeitskräfte aus dem indischen Inselarchipel bezogen hat. Nach Berechnung der Farmer sollen diese Kaffeepflanzungen nach fünf Jahren schon das Anlagekapital amortisieren; wenn das richtig ist, so möchte ich wirklich auch Aktionär werden; meine grossen Kapitalien, die ich immer unverzinst in der Westentasche herumtrage, würden dann doch noch bedeutend rascher anwachsen, als das bei den schlechten Zeiten bis anhin der Fall war.

Doch wieder zu reelleren Gedanken! Der untere Pangani bot uns auch ein grossartiges Schauspiel, indem er vielleicht etwa 40 Kilometer von der Küste entfernt einen Wasserfall bildet, der seinesgleichen wirklich suchen lässt. Der Fluss, der an jener Stelle eine Breite von ca. 150 Metern hat und kolossale Wassermassen in ruhigem Laufe der Küste zuwälzt, stürzt sich unter stundenweit vernehmbarem donnerndem Geräusch über eine ca. 50 Meter hohe Felswand hinunter, so dass weit über seine Sturzkante hinaus eine

dichte Wasserdunstwolke emporsteigt und bei aufgehender Sonne im prachtvollen Regenbogen die von herrlich blühenden Tropenpflanzen überwucherte Talschlucht überbrückt. Die Stromschnellen des Nils bieten gar nichts gegen dieses unbezahlbare Naturspiel, und selbst als Schweizer muss ich sagen, dass der Panganifall noch schöner ist als unser Rheinfall. Dass wir in der unteren, bevölkerten Panganiebene kein Wild, auch nicht das geringste, antrafen, befremdete mich nicht, da die Leute hier alle Feuerwaffen haben und zum Ueberflusse auch noch die hier ansässigen deutschen Farmer alles niederschossen, was zufällig in dieses Gebiet sich verirrt. Erst nachdem wir die Steppenebene, welche zwischen dem Mkowasibache und dem Panganiflusse sich ausdehnt, betreten hatten, machte sich ein progressiv zunehmender Wildreichtum bemerkbar. Ich war der erste, der ein Zebra sah und eine frische Elefantenspur entdeckte und bald darauf schossen wir mehrere grosse Antilopenarten, darunter die seltene kleine Kudu mit ihren, wie bei der grossen Art, schraubenförmig gewundenen Hörnern. Da ich die topographischen Aufnahmen unserer Reiseroute ganz allein zu machen habe, dabei mir auch noch das Photographieren und die Nachhut der Karawane aufgebürdet habe, so komme ich natürlich sehr wenig zur Jagd und muss dann, wenn ich auch einmal einige Stunden dazu erübrigen kann, stets die schlechteren Reviere aufsuchen, da ich meinen beiden Reisegefährten, die ja passionierte Jäger sind und eigentlich nur wegen der Jagd hieher gekommen sind, nicht in das Gehege laufen will. Es darf Sie daher nicht erstaunen, wenn ich trotz des grossen Wildreichtums, in welchem wir uns schon einige Monate befinden, faktisch noch sehr wenig erlegt habe. Meine Gefährten hingegen knallen den ganzen Tag und haben schon manches sehr schöne Wild ins Lager gebracht.

Eines aber habe ich von den beiden Freunden voraus und werde, seit die Sache sich besser gestaltet hat, darum nicht wenig beneidet. Gerade an meinem 34. Geburtstag wurde ich ganz unvorbereitet von einem wütenden Rhinoceros zweimal in die Luft geschleudert, und zwar mit einer Schnelligkeit, dass ich nicht einmal Zeit dazu fand, die Höhen meiner Luftreisen genauer zu bestimmen. Ich glaube, einiges Recht dazu zu haben, diesen Unglückstag meinen Freunden näher beschreiben zu dürfen; denn es fehlt doch nur um ein Haar, so wäre ich mit aller Sicherheit dem Tode in die Arme gefallen. Am Tage vor dem Vorfalle war ich auf der Jagd und erlegte am Morgen schon zwei riesige Elenantilopen, die ich aber, da ein solches Tier die Grösse eines Pferdes hat und ich ohnedies nur von einem Diener begleitet war, nicht mit ins Lager schleppen konnte, obschon dort die Träger mit hungrigem Magen auf unsere Beute warteten. Drei Boy und ich brachten von dem einen Tier mit aller Mühe das Fell herunter und da der Kopf des

Tieres allein einen halben Zentner wog, mussten wir uns in diese beiden Lasten teilen, so dass der Schwarze die wohl 60 Kilo schwere Haut, ich den Kopf und die beiden Büchsen zu tragen hatte. Das zweite Tier mussten wir unangebrochen liegen lassen. Da während der Zeit, wo wir dem einen Tiere die Haut abzogen, in der Nähe ein Löwe sich herumtrieb und ununterbrochen sein hungriges Gebrüll erschallte, so nahm ich mir vor, am andern Tage wieder auf den Platz zu gehen, um den Löwen eventuell zu schiessen. Ich zog deshalb schon in aller Morgenfrühe aus, begleitet von meinem Diener und einigen Trägern, die die Jagdbeute schleppen sollten. Kurz beim Lager schoss ich wieder eine hirschgrosse Antilope und bald darauf eine kleinere, so dass ich zuletzt nur noch einen Diener und zwei Träger bei mir hatte. Ich zog weiter und traf bald darauf auf eine Herde Zebra, welche die Leute mir indes verscheuchten. Darüber ärgerlich, marschierte ich allein und gab meinen Leuten Befehl, einige Hundert Meter hinter mir zu bleiben. Die Sonne stand schon ziemlich hoch und immer noch hatte ich die zurückgelassenen Elenantilopen nicht gefunden. Plötzlich, als ich einen grossen Busch erreicht hatte, vernahm ich hinter diesem ein Rascheln, wie wenn Hühner flüchteten, und im selben Momente, ohne dass ich Zeit gefunden hätte, einen Hahn meiner Doppelbüchse zu spannen, sah ich in wütendem Galopp, den Kopf tief gesenkt, ein Rhinoceros auf mich einsetzen, und zwar von einer Grösse, wie ich die Tiere nie gesehen und mir niemals vorgestellt hatte. Das Horn allein mochte eine Höhe von mindestens 80 Zentimeter haben. Es blieb mir nichts weiteres übrig, als rasch gegen den Busch hin auf die rechte Seite zu springen. Man sagt, dass die Rhinocerosse dann regelmässig bei einem vorübersausen. Bei mir war das nicht der Fall, sondern das Tier lenkte ebenso schnell nach rechts ein und hätte mich sicherlich durch und durch gebohrt, wenn ich im kritischen Momente nicht rasch das Horn gefasst und mich fest mit der Brust an dieses angepresst hätte. In dieser Stellung wurde ich mit einem Ruck in die Luft gehoben, erhielt dabei aber einen etwa zollbreiten Stich in die Brust, dicht unter dem linken Arm, mit dem ich das Horn gefasst hatte. Dann wurde ich über das Horn weg nach vorn geschleudert, und im Moment, wo ich befürchtete, von dem kolossalen Dickhäuter zerstampft zu werden, fühlte ich mich zum zweiten Male auf dem Horn baumelnd und dann über den Rücken des wütenden Tieres hinweg nach hinten geworfen. Diesmal hatte mir das Tier das Horn durch den rechten Oberschenkel gebohrt, beim Einstich eine drei, beim Ausstich eine zwei Zoll weite klaffende Wunde zurücklassend. Das alles ereignete sich im Laufe einiger Sekunden und ich kann wirklich von Glück sagen, dass dieses Jagdabenteuer mir nicht das Leben gekostet hat.

Nach dem Vorfall, wobei das Rhinoceros im Schweinetrab das Weite suchte, kletterte ich so rasch wie möglich auf einen benachbarten Baum und erwartete hier meine drei Begleiter, die das Tier von weitem noch gesehen haben. Sie machten mir dann aus ihren Lappen und meinem blutüberströmten Rock ein Lager zurecht; aber kaum hatte ich mich auf diesem einige Minuten ausgeruht und die Beinwunde unterbunden, so hörten wir wieder das Schnarchen des Nashorns und mussten zum zweiten Mal den Baum besteigen. Das Tier war indessen nicht zu sehen und doch hielten wir es für besser, nun ins Lager nach Hilfe zu schicken und, bis diese ankam, auf dem Baum zu bleiben. Während dann einer der Träger sich auf den Marsch machte, stellten meine Diener und der zweite Träger über zwei Aesten eine hängende Bettstelle zusammen. Auf dieser lag ich nun allerdings sicher, aber recht unbequem; denn die einzigen Stützpunkte, die ich hatte, waren ein Ast unter der Kniebeuge, einer unter dem Genick und ein dickes Liantau schief unter dem Rücken durchgespannt. Allmählich fingen auch noch die Wunden an zu schmerzen und die Minuten wurden mir zu Stunden.

Endlich, nachdem ich $2\frac{1}{2}$ Stunden in dieser Lage zugebracht hatte, kam Hilfe und ich wurde nun von unseren Soldaten in eine Hängematte eingenäht, weitere Stunden lang nach dem Lager geschleppt. Dort desinfizierten wir die Wunden, die so frisch und blutend aussahen, dass Dr. Schöller ohnmächtig wurde, als er sie sah. Das Unglück ereignete sich am Masimanigebirge, ca. 100 Kilometer von der nächsten, auf unserer Route liegenden menschlichen Ansiedelung entfernt und der nächste Arzt war von dort aus erst in zwei Tagereisen zu erreichen. Wir mussten die Heilung mehr oder weniger dem Glück überlassen. Am ersten Abend bekam ich etwas Fieber, aber am zweiten Tage schon besorgte ich die Desinfektion der Wunde allein und sah zu meinem Erstaunen, dass die Heilung viel rascher vor sich ging, als ich erwartet hatte. Ich tat nun allerdings auch mein Möglichstes, spritzte täglich die Wunde tüchtig mit Sublimatwasser aus und legte vor dem Verbands Jodoform-Gazetampons ein. Immerhin war ich froh, als wir nach dreitägigem Marsche endlich die Ortschaft Unter-Aruscha erreichten, wo ich mich von der Karawane trennen und mit einigen Leuten zurückbleiben konnte. Hier pflegte ich mich und war im Laufe einer Woche schon so gut hergestellt, dass ich wieder reiten und der Karawane nachreisen konnte. Diese traf ich nach zweitägigem Ritte in der Militärstation Moschi am Abhange des Kilimandscharo-Gebirges. Ein achttägiger Aufenthalt, den ich hier unter Beihilfe eines Arztes machen konnte, brachte mich vollständig auf den Damm und heute, wo ich diese Zeilen schreibe, fühle ich gar keine Folgen mehr von dem so glücklich abgelaufenen Vorfall. Bezeichnend für das Spiel des Zufalles aber ist, dass ich auf

meiner ersten Jagdexkursion, die ich seit meiner Genesung unternahm, in der ersten Viertelstunde schon wieder ein Rhinoceros aus seinem süßen Schlaf aufscheuchte, diesmal aber auf zwanzig Schritte Entfernung hin, so dass ich leicht noch Zeit zum Schiessen gefunden hätte. Da ich aber sah, dass das Tier mich nur gewittert, nicht gesehen hatte und die Flucht ergriff, blieb ich, ohne zu schiessen, einige Augenblicke ruhig stehen und drückte mich dann erst in die Büsche, als es schon etwa 100 Meter von mir entfernt war. Ich konnte hierbei sehr schön beobachten, mit welcher Schnelligkeit diese Tiere selbst im ungangbaren Gestrüppe vorwärts kommen. Der Trab des Kolosses kam demjenigen eines Rennpferdes gleich und es nützt daher dem Menschen absolut nichts, wenn er vor dem Tiere auf offenem Felde die Flucht ergreift. Bei der dritten Begegnung eines solchen Dickhäuters werde ich nun zu Schuss kommen und es würde mir sehr grosse Freude bereiten, ein schönes Renommierhorn zu erbeuten.

Die schönste Jagd hatten wir vor einigen Tagen in der Ebene von Gross-Aruscha. Es finden sich dort Herden kleiner Antilopen, die nach Hunderten zählen, grosse Trupps von Gnus, Zebras, Kuhantilopen und Wasserböcken, Strausse, Giraffen, Schweine, Löwen und Leoparden, Kronenkränche, Trappen, Feldhühner und Marabus, und überall begegnete man frischen Spuren von Nashörnern und Elefanten. Aruscha selbst bietet nur in ethnographischer Hinsicht Interesse; die Naturschönheiten, die das Merngebirge und die Steppe bieten, sind verdeckt durch enorm grosse Bananenwälder. Recht fesselnd ist aber die Bevölkerung. Diese besteht aus einem zum Ackerbau übergetretenen Zweigstamm der Massai, die alle Steppen Ostafrikas bewohnen und neben der Viehzucht mit Raub ihr Leben fristen. Diese Massai sind keine Neger, sondern hamitischen Ursprungs; sie sind fast alle enorm gross und schlank. Ihre Hautfarbe ist ein dunkles Rotbraun, das indes durch eine Salbe von ziegelrotem Oker und Schmalz, mit der sie sich den ganzen Körper einreiben, zu Ziegelrot gesteigert wird. Ein Charakteristikum für die Massaivölker ist die Verunstaltung der Ohren. In den oberen Rand stecken sie bis fingerdicke, 10—30 Zentimeter lange Holzstäbchen, die wie Hörner oft den Kopf überragen. Andere hängen sich schwere Kupfer- oder Eisenringe an den oberen Ohrrand. Die Ohrläppchen geniessen eine besonders aufmerksame Pflege. Schon in frühester Jugend werden sie durchbohrt und in ihre Löcher apfelgrosse Holzpflocke eingeschoben. Der angehende Jüngling bringt es so weit, dass er armsdicke, 30 Zentimeter lange Bambusrohrstücke in seinen Ohrläppchen herumtragen kann und der verheiratete Mann unterscheidet sich von dem Jüngling dadurch, dass sein unterer Ohrrand als bleifederdicke Ringschnur auf den Achseln liegt. Die Frauen sind in ihrem Schmuck

noch wunderbarer. Sie tragen an ihren Ohren jederseits zwei Spiralen von dickem Messingdraht, deren kleinere ca. zwei, die grössere etwa drei Pfund wiegt. An den Armen und an den Füßen tragen sie bis zu den Ellbogen und Kniegelenken hinauftragende Stulpen von Eisendraht, deren jede zum mindesten sechs Pfund wiegt. Zum Ueberfluss tragen sie auch noch um den Hals eine solche Eisendrahtspirale, die beim Bücken wie ein grosser Kragen den Scheitel überragt. Da darf man wirklich von gesundheitsschädlicher Verstümmelung unserer Damen nicht mehr sprechen, wenn man die Naturvölker mit solchem Unsinn behaftet sieht. Der Schmuck der Massaifrauen ist zudem solid gearbeitet, dass ihn die Frau in ihrem ganzen Leben nie ablegen kann; sie muss mit ihm arbeiten, gehen und schlafen. Bei einigen solchen Schmuckgegenständen, die Dr. Schöller kaufte, mussten z. B. die Armbänder in einen Schraubstock gespannt werden und so noch gelang es nur unter Beihilfe zweier kräftiger Männer, sie dem damit geschmückten Individuum abzunehmen! Die Waffen der Massai haben Sie vielleicht schon gesehen; es sind jene sehr grossen Lanzen, deren Klingen Handbreite und eine Länge von 80 Zentimeter erreichen. Ich könnte Ihnen über dieses interessante Volk schon sehr viel schreiben; es fehlt mir leider an der nötigen Zeit dazu. Ich muss daher alles auf mündliche Mitteilungen versparen, was für Sie dann um so mehr Interesse hat, als ich Ihnen bei meiner Rückkehr eine grosse Sammlung von Photographien vorweisen kann.

Von Aruscha aus treten wir unseren Marsch in den nächsten Tagen an, und zwar über den grossen Natronsee bei Sonyo, an die Grenze der deutschen und englischen Interessengebiete. Von dort aus werden wir dem Laufe des Guasso Nyiro folgen und durch eine breite Urwaldzone nach Sotiko hin marschieren. Dort treffen wir wieder menschliche Ansiedelungen und versuchen dann durch das gefürchtete Kawirondogebiet den Viktoriasee und Uganda zu erreichen. Sind wir in letzterem Lande gut angekommen, so werde ich Ihnen wieder schreiben und es würde mich freuen, während des dortigen Aufenthaltes auch einige Zeilen von Ihnen zu erhalten. Was wir von Uganda aus unternehmen werden, weiss ich noch nicht.
